

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

(Fortsetzung.)

Drohend und donnernd brauste der deutsche Heiruf durch den schweren stidigen Brum des französischen Bankettsaales. Und einer nach dem anderen der Offiziere kam um den Tisch herum und trat zu der Marquise und klirrte die Gaden zusammen und streifte klingend sein Weinglas an dem ihrigen.

Für Minuten ein Gewühl von feldgrauen Uniformen — deutsche Laute ringsum — deutsche scharfblitzende Augen — deutsche Männer als Repräsentanten deutschen Heldennutes. Und mitten dazwischen — in der Schönheit und der Jugend ihrer sechsundzwanzig Jahre — die Marquise de St. Chamant.

Abseits aber vom Gewühl der Uniformen stand Alphonse de Marsillargues — blaß bis in die Schläfen; einen scharfen schwer zu deutenden Zug um die Lippen, als wolle er seine Kusine zwingen, die Augen von dem bunten klirrenden Wirrwarr loszureißen und zu ihm hinüberzusehen. Sie aber hatte in dieser Stunde ihren Pariser Bettler vergessen.

Alphonse de Marsillargues wanderte ruhelos in seinem diskret gehaltenen und doch behaglichen Arbeitszimmer auf und ab.

Vor zwei Stunden erst war er nach Paris zurückgekehrt, hatte ein Bad genommen, sich umgezogen und ein wenig gefrühstückt und nun wartete er.

Eine entzückende Garçonwohnung stand ihm zur Verfügung im vornehmsten Teil von Paris — in der rue Castiglione, zwischen der rue St. Honore und der Place Vendome. Wenn er auf dem Balkon — eine unwahrscheinliche Ausnahme in Paris — hinaustrat, besaß er einen entzückenden Ausblick.

Und zu dieser sonntigen Vormittagsstunde hätte es wohl manch einen gereizt, die erfrischende Brise, die von der Seine herüberwehte, einzuatmen.

Alphonse de Marsillargues aber hielt die Fenster geschlossen. Er dachte nicht an die Sommerhitze, die Paris übergoldete, er dachte nicht an die Seine und die Riesenschiffstadt, die unter ihm atmete, deren Leben ihn selbst in der Stille seiner Garçonwohnung wie ein monotones, nie unterbrochenes, dumpfes Brausen von ferne umbrandete. . . die Unruhe trieb ihn auf.

Ein paarmal schon hatte er sich in den Sessel geworfen, um sofort wieder aufzuspringen.

Ein paarmal schon hatte er sich eine Zigarette angezündet, um sie nach den ersten Zügen in den Aschbecher zu werfen.

Unrastvoll arbeiteten seine Gedanken. Tausend Pläne und Möglichkeiten erwog er und kam doch immer und immer wieder zu der einen einzigen Folgerung: — Marguerite müßte die Rolle übernehmen!

Und gerade war er soweit in seinem Gedankengange, als der kleine Groom, den er sich zur Bedienung hielt, anklopfte und meldete:

„Monsieur le docteur Darragon!“

Im selben Moment schon wurde das kleine Kerlchen beiseite geschoben und der Doktor selbst kam herein.

Kam — nein, stürmte aufgeregt in das Zimmer. Aufgeregt, wie er stets war, der kleine torpulenten Herr von unbestimmbarem Alter, dem der rabenschwarze Spitzbart und das ein wenig langmäßige verwilderte Haar eher den Anschein eines Musikers als eines scharfsinnigen nuchternen Finanzberaters verlieh.

Schmetterte die Tür hinter sich ins Schloß, feuerte seinen Schlapphut in die Sofaecke, umarmte Alphonse de Marsillargues stürmisch und schmetterte mit seiner durchdringenden Distanzstimme:

„Alphonse — hol's der Teufel, aber 's ist ein wahrer Segen, daß Sie endlich wieder hier sind. Wenn ich mal über den Pont de Solferino wanderte, dann sah ich unten in den schmierigen Wellen der Seine all die Erinnerungen an unsere gemeinsam verlebten schönen Stunden davonschwimmen! Mann — Paris ohne Alphonse de Marsillargues ist ein Erbgräbnis! Paris ähneln sowieso in diesen Kriegszeiten einer schönen Frau, die den ganzen Kranz ihrer Verehrer verloren hat. Und wenn auch Sie, Alphonse, diesem Sündenbabel noch den Rücken kehren — also wie gesagt, ich verswürte schon alle Anlage in mir, ein Hypochonder zu werden! Den Teufel auch, Alphonse — ein Segen, daß Sie endlich wieder hier sind!“

„Und natürlich danke ich Ihnen auch tausendmal für Ihren Brief, Mann — Sie wissen ja gar nicht, wie neugierig Sie mich damit gemacht haben. Was ist denn los? Und warum sollte ich denn zum Teufel Ihnen nach St. Chamant keine Briefe schreiben?“

Das alles sprudelte er in beängstigendem Tempo über die Lippen, wobei er noch nach seiner alten Gewohnheit die Hälfte der Worte verschluckte. Der Kopf konnte einem wirt werden, wenn man dem Doktor Darragon ein paar Minuten lang zuhörte. Aber Alphonse de Marsillargues kannte das schon.

Er hatte sich mittlerweile wieder in dem Sessel niedergelassen und die ewige Zigarette angezündet, ohne die er nun einmal nicht leben konnte.

So unvermittelt, wie der Doktor Darragon losgesprudelt war — so unvermittelt verstummte er auch wieder, warf sich auf ein Stuhl, saß vorgebeugt, die gefalteten Hände zwischen den Knien und mischerte in fast kindlich wirkender Reugier das gelassen kühle Gesicht seines Kumpanen.

Der schlug nachlässig ein Bein über das andere.

„Doktor — jetzt kommt eine verdammt ernste Beratung, bei der ich unbedingt Ihrer Gütigkeit und Ihrer Intelligenz bedarf.“

„Also ich recapituliere noch einmal: — Wir, soweit wir zu den Führern der radikal-nationalistischen Partei gehören, sind alle mehr oder weniger Mitglieder der jeweiligen Hauspartei an der Börse. Jetzt hat uns dieser unglückselige, durch nichts erforderlich gewesene Krieg gründlich das Konzept verborgen. Die Waffenspekulation verdient goldene Berge. Je größer die Bedrängnis im Lande wird, je mehr die allgemeine Bekommenheit um sich greift, je tiefer die Kurse sinken und das Selbstvertrauen auf die eigene moralische Kraft schwindet... desto gesünder machen sich diese Leute.“

Der Doktor Darragon schnellte den vorgebeugten Oberkörper ruckhaft hoch, schlug sich mit der Hand klatschend auf den Schenkel. Seine Augen sprühten und loberten; seine Stimme krächte.

„Wahr — Alphonse! Tausendmal wahr! Die Waffenspekulanten der französischen Börsen sind die Vampire, die an Blut und am Mark des Volkes saugen! Verbrecher sind sie an nationalem Eigentum — fluchwürdige Verbrecher, deren Nachlosigkeit zum Himmel um Vergeltung schreit.“

Darauf Alphonse de Marsillargues kühl und ruhig: „Sagen wir, lieber Doktor — sie sind jetzt in Kriegszeiten dieselben guten Geschäftsleute, die wir im Frieden sind.“

Der kleine bewegliche Herr starrte ihn verblüfft und sprachlos an. Dann spielte ein ganz feines laustisches Lächeln um seine Lippen.

„Alphonse — Sie sind der entzückendste Mensch, der mir je begegnete. Sie haben den Mut einer eben so reizenden wie gefährlichen Offenheit! Sie haben eine Art, unter vier Augen die Dinge beim rechten Namen zu benennen, die mich um meinen Bestand bringen würde, wenn mir dieser nicht doch noch einiges gälte und wenn ich nicht Ihr bester Freund wäre.“

Der Hausherr streifte die Asche von seiner Zigarette. „Lieber Doktor — Sie müssen sich wirklich während der letzten acht Tage recht einsam gefühlt haben, daß Sie mir so verzweifelte Komplimente machen. Aber fahren wir fort.“

„Wenn Sie von Nachlosigkeit und Verbrechen sprechen, so treffen diese Bezeichnungen in erhöhtem Grade nicht auf die Leute von der Börse, sondern auf die Herren vom Ministerium. Sehen Sie, Doktor — das nenne ich eine Niedrigkeit des Charakters und eine Erbarmlichkeit der Gesinnung... Präsident von Frankreich zu sein und eine Schar von Ministern um sich zu haben und hinter sich ein Land von neunundzwanzig Millionen Menschen zu wissen und dann nichts Eiligeres zu tun haben, als die angestammte, durch Jahrhunderte glorreicher Geschichte geheiligte Hauptstadt des Landes Hals über Kopf zu verlassen und nach Bordeaux zu flüchten!“

Der Doktor Darragon kühlte hier den dringenden Zwang, eine zustimmende Bemerkung einzuschalten. Überoffenbar fiel ihm keine ein, die verurteilend und verfluchend genug war. Und so begnügte er sich damit, drohend beide Hände zu schütteln und blasf zu werden.

Alphonse de Marsillargues aber fuhr fort: „Trotzdem — an Tatsachen läßt sich nicht deuteln und rütteln und so müssen wir uns notgedrungen mit dem Gedanken abfinden, daß jetzt nicht mehr Paris, sondern Bordeaux der Sitz der französischen Regierung ist.“

„Schön — und vielleicht trifft es wirklich zu, daß diese rein äußerliche Veränderung den Kern der Sache nicht berührt, ja, daß sie sogar der Regierung eine größere Aktionsfreiheit zur Verteidigung des Landes ermöglicht. Ich persönlich kann nach den Eindrücken dieser Reise, von der ich soeben zurückkehre, von mir behaupten — daß Frankreich einmütig und ernst entschlossen ist, den deutschen Eindringling bis zum letzten Hauch von Mann und Ross, bis zum letzten Blutstropfen zu bekämpfen, bis der geheiligte Boden Frankreichs wieder frei vom Feinde ist.“

„Bravo!“... röchelte der Doktor Darragon. „Das also, lieber Doktor, sind ja nun Tatsachen, die mehr oder weniger ausschließlich auf rein nationalem, politischem Gebiet liegen.“

„Jetzt aber kommen wir von der Finanzpolitik! Wir von der Hauspartei, die in Gefahr sind, durch die

gegenwärtigen Zeitläufte glatt an die Wand gedrückt zu werden! Jetzt kommen wir als die Repräsentanten der traditionellen Finanzherrschaft, die Frankreich über die Welt ausübt!“

„Bravo!“... röchelte der kleine erregte Mann abermals und schlug sich klatschend auf den Schenkel.

Alphonse de Marsillargues hatte mit einer ganz ruhigen Bewegung den Rest seiner Zigarette in den Aschbecher gelegt, ihn darin ausgebrüht. Ein paar Herzschläge verhartete er in dieser Stellung, bis er sich seinem Besucher wieder zuwandte. Und auch jetzt war in seinem kühlen konzentrierten Gesicht keine Erregung zu bemerken.

„Teuerster Doktor — Sie, die Sie hier vor mir sitzen und ich, und all die anderen Führer der sogenannten radikal-nationalistischen Partei... wir leben von der Börse und leben durch die Börse.“

„Mit einem Wort, Alphonse — wir existieren durch die Blödsinnigkeit der großen Masse, die den Kitzel hat, an der Börse zu spekulieren!“

Diese offenerzige Zusammenfassung klang trotz ihres brutalen Zynismus doch fast kindlich liebenswürdig, so harmlos treuherzig... daß der andere unwillkürlich lächelte.

Nennen Sie unsere Position und unsere Tätigkeit mit dem Ausdruck, den Ihre augenblickliche Stimmung Ihnen eingibt, lieber Doktor. Meinemwegen. Mich jedenfalls freut es, daß wir beide uns wieder mal so restlos verstehen. Und so kann ich ohne Umschweife auf den Kern der Angelegenheit kommen.

Für uns handelt es sich in erster und einziger Linie darum, die Waffenspekulation in jeder Form und unter jeder Bedingung zu belämpfen. Einfach, weil es dabei um unsere Existenz geht. Und so bleibt nichts weiter übrig, als daß wir irgendwie versuchen, den trostlosen Eindruck der Klucht unserer Regierung nach Bordeaux durch eine Tat wieder weitzumachen, die dem Lande zeigt, daß trotz der Freigabe unserer Minister unsere Sache noch keineswegs verloren ist. Dann wird sich die Börsenspekulation ganz von selbst wieder auf sich selbst besinnen und wir sind gerettet. Es müßte sich also um eine Tat handeln, die so kolossal ist, wie die Phantasie sie kaum auszudenken mag. Einfach gesprochen — die deutschen Truppen stehen an der Marne; unsere Armeen sind nicht in der Lage, ihnen einen vernichtenden Schlag beizubringen. Nun handelt es sich einfach für uns darum, Mittel und Wege zu finden, den Gegner trotzdem ins Herz zu treffen. Gelingt uns das, Doktor — so können sie darauf blindlings vertrauen, daß die unmittelbare Wirkung eines solchen Erfolges sich sofort im Finanzleben unseres Staates zeigen würde. Haben Sie verstanden, was ich meine?“

„Alphonse — ich habe jedes Ihrer Worte wie eine Offenbarung in mich aufgenommen. Doch ich sehe trotz allen Grübelns und Denkens nicht die Möglichkeit, gegen die Deutschen einen derartigen vernichtenden Schlag zu führen.“

„Aber ich.“

Und lächelte dabei dem kleinen Doktor kaltblütig in das schieferhaft gespannte Gesicht hinein, als er halbant fortfuhr:

„Sie wissen, daß ich in St. Chamant jetzt acht Tage als Gast gewohnt habe. Dieser Besuch geschah aus privaten Gründen, deren Erörterung sich erübrigt. Hier zwischen uns beiden, handelt es sich ja auch um etwas ganz anderes. Kämlich — während meines dortigen Aufenthaltes erhielt St. Chamant Einquartierung.“

„Einquartierung?“

„Ganz recht, lieber Doktor. Das große Kavalleriehaus, das etwas abseits im Schlosspark von St. Chamant liegt, ist von oben bis unten besetzt.“

„Durch wen denn, zum Teufel, Alphonse?“

„Durch deutsche Offiziere, Teuerster. Und zwar handelt es sich dabei nicht um irgend ein paar gleichgültige Frontleutnants oder Hauptleute, sondern um... sein Lächeln verstärkte sich etwas und zog in scharfen Linien um die Lippen... „um das Oberkommando und den Generalstab der XI. deutschen Armee.“

Der Doktor Darragon war jählings aufgesprungen. Auch Alphonse de Marsillargues hatte sich erhoben. Die beiden Männer standen einander gegenüber; um Armeslänge nur getrennt; standen und starrten sich in die Augen und hörten einer des anderen schweren Atem. Und ganz still war es sonst im Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

## Der graue Spion.

Novelle von Ludwig Beil.  
(Nachdruck verboten.)

Erddgeruch, gärender, säuliger Erddgeruch, wie in einem Keller, der nie gelüftet werden kann, weil er nur ein Loch nach draußen hat — nachts das unaufhörliche Geträpfe über einem, der unendliche schlüfrige Schlamm tagsüber, Wasser gibts genug, nur feins zum Trinken. . . . Und dann das ewige Postenstehen und Ablösen. Wer gab einem zu rauchen? Wer erzählte etwas? Die drei Mann und ihr Unteroffizier — was hatten die sich noch zu erzählen, wenn sie vier Wochen lang in demselben Erdloch lauerten und nichts erlebten, nichts sahen als die eignen blöden, verblümpften Augen in den kaffigen, erkrankten Gesichtern? Es war unsäglich, was man erduldet, weil man nichts anderes tun konnte, als wachen, husten, fröheln und Brotkrumen fressen. Als man mit den Kameraden auszog, „Vive la France!“ rief, sich betrank — da hieß jeder Tropfen Blut „Frankreich!“, jedes Bähneflürchen, jeder Fluß, jeder Faustschlag auf den Kantinentisch „à Berlin, à Berlin!“ — Nun lag man hier, vier vertane Wochen, und hatte noch seinen ersten Schuß zu tun. Hinten, dreißig Kilometer hinten, lag die Arme, lag Frankreich, alles. . . . Wo kämpfte sie nur, wie stand's an der übrigen Front?

Er, der Unteroffizier Dupont, hatte den Auftrag erhalten, mit drei Mann hier zu wachen. „Sie haben nichts weiter zu tun, als zu warten,“ hatte ihm der Leutnant eingeschärft. „Sie schießen nicht, verstanden? Auf keinen Fall! Lassen sie die Leute ein kurzes Grabenstück auswerfen, nur für drei Mann, für Sie und die beiden Wölfsungen. Der vierte steht ja Posten. Instruieren Sie den Mann aber vorher genau. Er darf sich weder erheben noch patrouillieren noch sich überhaupt unnötig bewegen, auch nachts nicht. Da er gerade auf die Anhöhe zu liegen kommt, damit er die Ebene ganz überblicken kann — Sie ersehen es hier aus meiner Skizze — würde er in der Dunkelheit sofort als Silhouette gegen den Horizont wahrgenommen werden können, und der ganze Plan wäre vereitelt. Nehmen Sie sich die wichtigsten ihrer Leute mit, Männer, die sich beherrschend können, folgen Sie dem bereits von Pionieren gelegten Telephondraht, und da, wo er zu Ende ist, graben Sie sich ein. Noch einmal, mein lieber Unteroffizier, es wird auf keinen Fall geschossen!“

„Darf ich mir eine Frage —?“

„Bitte, Herr Unteroffizier!“

„Wozu wohl diese Matzege da ist?“

Der Leutnant schmunzelte und klopfte ihm auf die Schulter: „Mobilmachung, den Säbel vom Leder reißen, über die Grenze rennen und die Deutschen bis nach Berlin treiben — so haben wir Franzosen es uns immer gewünscht. Ne va pas, mon cher — der Krieg ist ein Geduldspiel, und eins mit hohen Einsätzen. Welche meinen Sie wohl, Herr Unteroffizier?“

„Blut, Herr Leutnant.“ Die jungen Augen glänzten.

„Ach nein, Nerven, mein Lieber. Die da fallen, erleben nicht das Grausige, aber wir, die wir sie fallen sehen! Es ist oft ganz verkehrt, wenn man einem Soldaten sagt, wie groß die Verantwortung seines Postens ist. Das kann ihn einerseits unruhig machen, andererseits gewöhnt er sich durch stetiges Beschäftigen mit der Gefahr so sehr an ihre Größe, daß er sie unterschätzt — und mir der weiten Geduld ist's zu Ende. Diese zägellose Tapferkeit aus Nervosität schadet mehr als die feigste Vorsicht: sie ist planlos und zerplittert nur unsere Einzelkräfte. — Nun gehen Sie, wir brauchen Ihre Geduld, mehr darf ich Ihnen nicht sagen.“

Dupont war Schachspieler. Er überlegte: eine Figur schiebt man nicht so weit allein vor. Er grubeste. Er hatte erfahren, wo die letzten Schlichen stattgefunden, aus Feldpostbriefen wachte er, wo die Regimenter seiner bei der Mobilmachung zerstreuten Kameraden lagen. Er zeichnete sich ihre ungefähre Stellung auf, berechnete die Wirkung ihrer Artillerie. Punkt häuften sich zu Punkt, Linie zu Linie. Er, der durchdringlichste und nervöse Geistesarbeiter auf einsamem, weit vorgeschobenem Unteroffizierposten verpöchte aus der mühsam im verschlammten Unterhand verfertigten Zeichnung etwas von der sparsamen Schönheit der Strategie!

Dier also fand er. Als Mittelpunkt eines Halbkreises, den ein ganzes Armeekorps bilden mußte. Dreißig Kilometer hinter und rechts und links neben ihm standen demnach die Front, eine Ausbuchtung, ein Saal für den arglos nahenden Feind.

Er kam. Vereinzelt, in Patrouillen. Auch Flieger knatterten hoch über den Köpfen des Postens. Endlich!

Dupont telephonierte, er habe Patrouillen und Flieger gesehen.

Ruhig kommen lassen, war die Antwort. Stets in Deckung bleiben, nicht schießen.

Ob er einzelne gefangen nehmen dürfe?

Um Gotteswillen nicht! Ruhig bleiben, nichts merken lassen!

Nachts hörten sie tapende Schritte, Schleichschritte. Kestemacken im kleinen Wald dort links. Dupont schlief nicht. Der Posten fieberte heftig und mußte abgelöst werden. Dupont telephonierte um einen neuen Mann. Niemand schien dort zu verkehren. Ob an der Leitung was sei, fragte man. — Nein, er könne alles gut verstehen. Warum er denn so flüstere? — Na, warum flüsterte er denn auch?

Der Ersgamann für den Kranken wurde bewilligt.

Der Gewehrkolben des Postens stieß dreimal auf die Erde — das verabredete Zeichen.

„Was ist denn nun schon wieder?“

„Die graue Gestalt — dort — die graue Gestalt —“

„Welche graue Gestalt — Mensch, nun seien Sie nicht so waschlappig!“

Doch, der Mann hatte recht: drüben, aus dem Wald mußte sie gekommen sein. Mit bewegungslosem Oberkörper schien sie langsam über die Ebene zu schreiten, plötzlich, mitten auf der großen Fläche blieb sie stehen. Man unterschied einen Helm, einen Mantel, sonst nichts. Unheimlich war die Starre, mit der sie nach den Beiden hinzusehen schien, denen das Herz im Leibe stockte. Dupont fühlte, wie er zitterte.

Was war denn?

Ein fremder Posten, ein Spion vielleicht, weiter nichts.

Er war kopifos.

Er telephonierte flüsternd, er habe eine graue Gestalt gesehen.

Zum Teufel ja, er sei nicht zu gebrauchen. Man werde morgen jemand anders schicken. Einer, der Gespenster sähe, das sei kein Soldat!

Er bat, man möge ihn noch belassen.

Man übe noch ein mal Nachsicht, nun sollte er sich aber zusammennehmen!

Der Posten, der eben abgelöst worden war, meldete, die Gestalt sei wieder zurückgegangen.

„Wie — zurückgegangen?“

„Solange rückwärts gegangen, bis sie an dem Wald war. Aber immer das Gesicht nach uns zu.“

Unmöglich! Wie kann jemand in dem holzerigen Heideboden rückwärts gehen?

„Ich hätte die Gestalt doch einmal von der Seite, also für Augenblicke schmaler werdend, sehen müssen, wenn sie sich umgedreht hätte. Sie schien überhaupt nicht zu gehen, sie schwebte zurück!“

Dupont sah dem Posten ins Gesicht, fragend, wie es kam. Da fiel die Kerze um und erlosch. Dupont sah den Mann bei der Schulter und stützte im ganz heißen ins Ohr:

„Das — ist eine — Puppe!“

Er nahm sich vor, sie zu vernichten.

Er mußte sie vernichten.

Sie würde wiederkommen. Er konnte sich nicht erklären, was sie den Deutschen nützen könnte, so weit von der französischen Front. Ob sie nur Übungen mit ihr anstellten? Daß es eine List sein könnte, war ausgeschlossen. Aber er mußte sie vernichten. Es war eine Tat, eine Tat gegen den Feind, wer konnte ihm die verbieten? Er schloß ja nicht und nahm auch keinen Gefangenen.

Als der Posten in der nächsten Nacht meldete, nun sei sie wieder da, froh Dupont getrost und gefast aus dem Unterland. Sein Fuß stand noch nicht klar vor ihm, aber was brauchte er da noch zu überlegen? Er nahm kein Gewehr mit, auch Koppel und Seitengewehr legte er ab.

Der Wind wehte stark. Es war eine klare Mondnacht. Ein Geräusch war im fernem Walde, nur manchmal vom Surren und Säusen des Windes überdünnt.

Die Puppe stand ruhig und regungslos da, wo sie gestern nacht gestanden, mitten auf der Heidefläche.

Das scharfe Geschnitz schnitt dem Herankriechenden Handballen und Finger wund. Er zitterte vor Erregung, sodas er auf den Leib hätte sinken mögen. . . .

Träfte sah er im Heidekraut blinken, die liefen von der Puppe nach dem Walde. Der Wind hörte plötzlich auf, alles war still. Es war, als warte die Erde, der Mond, der Wald atemlos auf seine Tat. Er hörte nur sich kriechen und atmen.

Wozu kriechen? Das ging ja viel zu langsam. Im schien, das Blut wollte ihm den Hals zuschnüren.

Kaltig kniet er auf. Sprang auf die Füße und rannte bestimmungslos mit vorgestreckten Armen in die starre graue Gestalt hinein. . . .

Da löste sich vom Waldbaum der Schuß, der ihm allein galt, der auf ihn allein gewartet hatte. . . .

Der aber, der den Schuß abgegeben, stürzte hervor und fand den Toten bei der umgestürzten Puppe. Er hatte die Fingern noch unter den leeren Helm hineingekrallt, als ob Augen darunter gewesen wären. . . .

## Vermischtes.

\* Schorle-Morle. Jeder weiß, was Schorle-Morle ist: ein je zur Hälfte aus weißem oder rotem Wein und Mineralwasser gemischtes Getränk, das namentlich an heißen Sommertagen sehr erfrischend wirkt. Was das merkwürdige Wort aber bedeutet, das wissen viele nicht. In Süddeutschland leitet man es vielfach von dem französischen Ausdruck „Toujours l'amour“ (Jimmer die Liebe) ab, einem Trinkspruch, der im Schwäbischen wie „Schourlamour“ lautet. Man muß aber diese Deutung fallen lassen, denn es läßt sich sicher nachweisen, daß der Ausdruck „Schorlemorle“ gut deutsch und keineswegs eine Verballhornung ist wie der „General Knusfemung“ (que nous aimons). Schon um das Jahr 1600 begegnet uns im deutschen Notwisch der Ausdruck „Schorl Morz“ in der Bedeutung „Mischung, Vermischung“, in

dem 1618 erschienenen Wörterbuch Schönlebers findet sich das Wort Schürmuri mit der Erklärung „jäh auffahrender, stürmischer Wind, Sturmbelohnen“. Die schwäbische Mundart weist einen Ausdruck „Schuri“ in der Bedeutung „Brausekopf“ und die schweizerische Mundart das Zeitwort „schuren“ auf, das soviel wie „sprudeln“ bezeugt. Aus dem 16. und 17. Jahrhundert wird uns außerdem über eine mit seltsamen Schnaken und Bissen verbundene fremdsprachige Zeremonie beim Zutrinken berichtet, die „Curle Wurle Pul“ oder „Curly Wurly Buss“ genannt wurde. Es scheint, daß auch der Ausdruck „Kuddelmuddel“, der uns erst im 19. Jahrhundert, und zwar in der jedem bekannten Bedeutung „Mischmasch“ begegnet, aus Curle Wurle, das sicher lautmalenden Ursprungs ist, hervorgegangen ist. Im sechsten Bande der Gesammelten Werke Feig Reuters sind unter dem Titel „Schurr-Murr“ fünf kleinere Geschichten des Dichters vereinigt, von denen drei plattdeutsch geschrieben sind, während eine (Abendstunde des Entsefter Bräutigam) missingsch und die andere (Meine Vaterstadt Stavenhagen) hochdeutsch abgefaßt ist. Reuter stellt der Sammlung folgenden plattdeutschen Vers voraus:

„Wat tausamen is schrap ut de hochdütsche Schüttel (Schüssel),  
Ut den plattdütschen Pott (Topf) un den missingschen Kettel (Kessel).“

Der plattdeutsche Ausdruck „Schurr-Murr“, dessen Zusammenhang mit der Bezeichnung „Schorlemorre“ jedem klar ist, bedeutet also so viel wie „Mischmasch“ oder „buntes Allerlei“. Aus einem im Jahre 1740 abgefaßten Reisetagebuch des Abtes Marian Busch von Niederaltaich, das 1899 in der Zeitschrift „Das Vaterland“ zum Abdruck gelangt ist, geht hervor, daß schon damals in Franken der Ausdruck „Schurlemurke“ in der Bedeutung verbreitet war, die wir heute mit dem Worte „Schorlemorre“ verbinden.

„Es ist die höchste Eisenbahn.“ Was diese beliebte Redensart belagen will, weiß ein jeder. Die wenigsten aber können darüber Auskunft erteilen, woher sie stammt. Ihr Schöpfer ist der im Jahre 1810 geborene wohlbekannte Humorist und Satiriker Adolf Olschbrenner, der eine gewisse Berliner Volksliteratur begründet hat. Das betreffende Scherzwort findet sich in einer dramatischen Szene, die sich „Ein Vertragsantrag in der Niederwallstraße“ betitelt. Es hält da der Briefträger Bornide beim Stubenmaler Kleifisch um dessen Tochter an. Weil dem wackeren Briefträger „seine Silberroschen“ für die Briefe immer durch den Kopf gehen, ist er in der Regel etwas zerstreut. Kein Wunder, daß ihm manchmal Wortverwechslungen beim Sprechen unterlaufen. So sagt er z. B., nachdem ihn der Schwiegervater über die Mitgift seiner Tochter ausgeklärt hat, zufrieden: „Diese Tochter ist ganz hinreichend. Ich heirate Ihre Mitgift.“ Und als ihm beim Abschiednehmen plötzlich einfällt, daß die Leipziger Post schon eingegangen ist und die Briefe der Austragung harren, plagt er heraus: „Es ist die allerhöchste Eisenbahn! Die Zeit ist schon vor drei Stunden angekommen.“ Nach Ferdinand Dieters Angabe wurde von einer älteren Berliner Generation das Scherzwort noch in voller Kenntnis seines Ursprungs angewandt. Das Mittel der Wortumstellung ist übrigens von Olschbrenner öfters benutzt worden. „Saure Herren, meine Jurken!“ ruft bei ihm z. B. der Gurkenhändler, wenn das Umgekehrte seinen Käufer mehr herbeilockt. Wirkungsvoll angewandt finden wir dasselbe Witzmittel besonders in unserer älteren Literatur, z. B. in den „Lügenledern“, von denen eins behauptet: „Ein Dorf in einem Bauern sah, der gerne Milch und Löffel als mit einem großen Becke. Vier Wagen spannt' er vor sein Pferd, sein Ruck' stund mitten in dem Pferd, vier Häuser hat sein Eck.“

Kriegspreise in Rumänien. Wie sehr die lange Dauer des Krieges die Lebenshaltung nicht nur bei den Kriegführenden selbst, sondern auch bei den Neutralen erschwert und verteuert, geht von neuem aus einem Stimmungsbild hervor, das der rumänische Berichterstatter des „Figaro“ seinem Blatte aus Bukarest sendet: Da das Thermometer in Bukarest nicht weniger als 38 Grad im Schatten zeigte, mußte ich mich trotz der bisher in den Geschäften gemachten, nicht gerade erteilten Erfahrungen auf den Weg machen, um einen der Jahreszeit entsprechenden Anzug zu erwerben. Der Schneider, den ich aufsuchte, zeigte mir einen höchst einfachen dünnen Stoff und wandte alle Künste der Beredsamkeit an, um mir dessen Vorzüge zu rühmen. Als ich mich endlich entschlossen hatte und beherzt nach dem Preis fragte, entgegnete er: „300 Francs!“ Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß diese Summe mir etwas übertrieben schiene. Aber da erhielt ich zur Antwort, daß ich anscheinend ein Fremder sei, da ich sonst wissen müßte, welches Glück mir durch dieses billige Angebot widerfähre und daß schon am nächsten Tage die heutigen Preise für die Stoffe wieder erhöht werden würden. Tatsächlich kostete dieselbe Menge desselben Stoffes 24 Stunden später bereits 325 Francs. Aber da ich zu dem Sommeranzug auch einen Strohhut brauchte, ging ich in ein Hutgeschäft: „Wie viel kostet dieser Hut?“ „30 Francs, mein Herr.“ Ich kann versichern, daß ich niemals als Geizhagen bezeichnet wurde. Trotzdem aber fand ich es sehr hart, für einen höchst einfachen Strohhut bare 30 Francs hinlegen zu müssen. Ein Paar ganz gewöhnlicher Handschuhe kostet 12 Francs. Ein Paar Herrenschuhe 80 Francs, ein gewöhnlicher schwarzer Schlips 6 Francs. So steht es mit allem, mit dem Papier, mit Toiletteartikeln und mit Fleisch. Was selten ist, ist auch teuer — und hier ist heute bereits fast alles als selten zu bezeichnen.“

Ein Rattun-Edikt im 18. Jahrhundert. Die einschneidenden Maßregeln, die für die Bekleidungsmaterialien usw. bevorzugen, erinnern an Maßnahmen, wie sie in früheren Zeiten gar nicht selten vorkamen. Auch damals schon wurde der Stoffverbrauch eingeschränkt, bestimmte Stoffarten wurden ganz verboten, andere nur für einzelne Kreise erlaubt, und zwar aus ganz verschiedenen Ursachen. So hatte Friedrich Wilhelm I. ein „bedrücktes Rattun- oder Zig-Edikt“ erlassen, nach dem niemand in Preußen dergleichen Stoffe tragen durfte. Das Edikt war in der löblichen Absicht erlassen, dadurch die heimische Wollfabrikation zu heben. Das Verbot wurde anfangs streng befolgt, geriet aber dann in Vergessenheit, und als im Jahre 1782 zum General-Fiskal Tobias Wagner ernannt wurde, bemühte sich dieser neue Beamte, dem daran lag, seinem sparsamen Monarchen recht viel Gelder in die Staatskassen zu bringen, aus der Nichtachtung des Verbotes Kapital zu schlagen. Er ordnete sofort durch die Steuerbeamten eine General-Visitation im ganzen Lande an, alle Kisten, Kasten, Kommoden und Spinde sollten geöffnet werden. Darüber erhob sich nun von Berlin aus durch ganz Preußen ein Wehegeschrei, das auch zu den Ohren des Königs kam, und dieser ließ alsbald seinen General-Fiskal „insinuieren, er möchte mit dieser General-Visitation vorläufig innehalten, allerteils die Leute nicht chikanieren, sondern nur zu einer regelmäßigen Steuer-Extraction angehalten werden sollten.“ Auch die jetzigen Verordnungen sollen ja nicht chikanös, sondern, weil verständig, zur Anwendung gelangen.

**Bildertisch.**

— Emil Marriot, Der abgesetzte Mann. Roman aus der Zeit vor dem Kriege. 452 Seiten 8<sup>o</sup>. Gebunden 4 — Mk., geb. 5.50 Mk. Berlin, G. Grote. — Emil Marriot, die Wiener Dichterin, die jüngst ihren sechzigsten Geburtstag beging, führt auch in ihrem neuen Roman den Kampf gegen das übertriebene Frauenrechtlerintimentum, das den Mann am liebsten ablehnt, auf ihre fesselnde Art fort. Nicht tendenziös, sondern mit dichterischer Kraft durch geschlossene Charaktere und Lebensvorgänge aus der Wiener Welt. Die Jugendentwicklungen dreier verwaister Schwestern, in denen das ruhig-unruhige Blut der Eltern und Ahnen wallt, werden von einer Frau, die sich vollkommen an die „Sache“, die Frauenbewegung, hingeeben hat, beeinflusst und geleitet. Es ist nun von höherem Lebenswert zu sehen, wie die drei Schwestern sich je nach Temperament und Anlagen zu der Theorienwelt der Lante stellen und wie jede schließlich doch den durch ihre Natur vorbestimmten Weg geht; ins verstandestolle Frauenrechtlerintimentum, in den leichtgeschürzten Sänginnenberuf, in eine glückvolle Liebeshehe. Mit dieser Haupthandlung hat die Dichterin voll reifer Kunst die Geschichte einer zugrunde gehenden Ehe und einer unglücklichen Liebe verknüpft, immer als Verkünderin des Evangeliums vom reinen Frauenwesen, das zuerst der Liebe und der Güte gehört.

— Die Weltliteratur, München, Färbergraben 24. Jeden Samstag ein Werk zu 10 Bfg., enthält die besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker. Nr. 29: Heinrich Heine, Reise von München nach Genua.

— Hochland. Inhalt des Juliheftes: Mitteleuropa Von Privatdozent Dr. Goetz Briefs. — Erinnerungen Luise Dencks an Katharina Emmerich. Von Dr. D. Cardeanus. — Judith. Roman von Peter Dörfler. — Italienische Disonanzen und Akkorde. Von Hochschulprofessor Dr. A. Dürrwächter. — Kleine Bausteine: Neue Wirtschafts- und Gesellschaftsprinzipien und der Geist von 1914. Von Univ.-Professor Dr. Jakob Strieder. — Einige kunsthistorische Eindrücke in Polen. Von Johann Georg Herzog zu Sachsen. — Frauendienstpflicht. Vorbedingungen. Von Veronika von Hell. — Kritik: Clemens Brentano. Forschungen und Ausgaben, gewürdigt von Direktor Dr. Wilhelm Schellberg. — Kumbichau: Kriegsbetrachtung. — Jean Jaurès. — Friedrich Wilhelm Foerster. — Berliner Theater. — Friedrich Wasmann über seinen Verkehr mit Clemens Brentano. — Neues vom Büchermarkt. — Unsere Kunstbeilagen.

— Als Kriegs- und Friedenskalender 1917 ist der Politische Volkskalender soeben in der Verlagsbuchhandlung „Unitas“, Wühl (Baden) erschienen und sowohl direkt vom Verlag selbst, als auch durch alle Buchhandlungen und Buchbindereien elegant gebunden, 144 Seiten stark, zum Preise von 50 Bfg. zu beziehen. Dieser Kriegs- und Friedenskalender bietet gerade in diesem Jahre eine Fülle interessanter Lesestoffes. Ueber 100 Bilder veranschaulichen den Text.

**Zogograph.**

Zähne hab' ich genug, doch hab' ich noch niemals gebissen, Tausche mein „R“ gegen „L“, sagt man, ich wäre gar fromm, Hast du ein „D“ mir bestimmt als Fierde des ragenden Hauptes Bin ich ein künstlicher Bau, der dich vor Unglück bewahrt.

Auflösung in nächster Nummer.  
Auflösung der Königspromenade in voriger Nummer:  
Wer seine Wünsche nicht beherrscht,  
Der gleicht dem Schiffe,  
Das ohne Steuer treibt auf den Wellen,  
Um an dem ersten besten Heckenriffe  
Vilkos und unerwartet zu zerfallen.